



Glaubenssachen

Sonntag, 5. Januar 2025, 08.40 Uhr

Magier, Astrologen aus Babylon, persische Priester
Das Rätsel um die Heiligen Drei Könige
Von Christian Feldmann

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

*„Wir kommen daher aus dem Morgenland,
wir kommen geführt von Gottes Hand.
Wir wünschen euch ein fröhliches Jahr:
Kaspar, Melchior und Balthasar.“*

Es ist einer der traditionsreichsten Bräuche in der Weihnachtszeit, der für viele Menschen nach wie vor zum neuen Jahr dazugehört: In den Tagen um Dreikönig ziehen die „Sternsinger“ von Haus zu Haus, über verschneite Wege und durch stille Dörfer, aber auch auf den Straßen der Großstädte. Wie eine kleine Pilgerschar stapfen sie durch das Land, die Sternsinger, in weiße Betttücher oder farbenprächtige Gewänder gekleidet, Kronen aus Goldpapier auf dem Kopf, voran der lange Stab mit dem goldenen Stern.

*„Die heiligen drei Könige mit ihrigem Stern
knien nieder und ehren das Kindlein, den Herrn.
Eine selige, fröhliche Zeit
verleih uns Gott im Himmelreich.“*

Das Pilgern landauf, landab hat eine uralte Tradition. Es erinnert an die mittelalterlichen Dreikönigsspiele, dramatische Darstellungen des weihnachtlichen Geschehens. Man führte sie in Kirchen und Klöstern auf, als es noch kaum Bücher gab und wenige des Lesens kundige Leute.

Heute hat der alte Brauch einen guten neuen Sinn erhalten. Es sind meist die katholischen Ministranten, die in der malerischen Tracht der Könige aus dem Orient von Haus zu Haus ziehen, Lieder singen, ein Segensgebet sprechen und Geld sammeln. Das wird in der Regel für Missions- und Entwicklungsprojekte in der Dritten Welt verwendet. Mit den Millionenbeträgen, die dabei in Deutschland jedes Jahr zusammenkommen, werden Bildungsprogramme finanziert, ärztliche Versorgung, Hilfsprojekte für Straßen- und Flüchtlingskinder, Fördereinrichtungen für behinderte Kinder und Jugendliche und natürlich seelsorgliche Aufgaben. Es ist die weltweit größte Hilfsaktion von Kindern für Kinder. Im Sommer 2023 geriet die Sternsingeraktion gleichwohl in die Schlagzeilen, als ein unabhängiges Gutachten dem langjährigen Präsidenten des Kindermissionswerks, Winfried Pilz, sexualbezogene Grenzverletzungen und Machtmissbrauch bescheinigte. Das Missionswerk selbst hatte die Untersuchung in Auftrag gegeben.

Es ist ein Teil der eigenen Geschichte. Die Solidaritätsaktion bleibt indes beliebt. Hunderttausende machen jedes Jahr mit. Auch in diesem Jahr werden die Sternsinger wieder im Bundeskanzleramt empfangen und in den Staatskanzleien. Sie werden sich für andere Kinder und Jugendliche engagieren. Dahinter steht ohne große theologische Ausdeutung die Botschaft:

Die Geburt des Jesuskindes verändert die Welt, Weihnachten ist mehr als ein sentimentales Idyll. Doch eigentlich beruht die ganze hübsche Geschichte von den Königen auf Pilgerschaft auf einem Irrtum, oder wenigstens auf einer Übertreibung.

Denn am Fest „Erscheinung des Herrn“, „Epiphanie“, wie der Dreikönigstag im kirchlichen Kalender heißt, geht es gar nicht so sehr um den Auftritt der prächtigen Gesellschaft aus dem Morgenland. Zumal die Könige oder Sterndeuter auch schon in den biblischen Erzählungen lediglich liebenswerte Randfiguren abgeben.

Und das blieben sie auch in den ersten christlichen Jahr-hunderten. In der frühen Kirche war der 6. Januar – „Dreikönig“ – vielmehr *das* Weihnachtsdatum im Osten. Und auch im Westen blieb Epiphanie als zweiter Höhepunkt der weihnachtlichen Festzeit erhalten. Die Christen feiern an diesem Tag den Aufstieg des Lichtes, das keinen Untergang kennt, den Einzug des Gottkönigs in die Welt, das Offenbarwerden seiner Herrlichkeit. „Erschienen ist die Güte und Menschenliebe unseres Gottes“, freute sich Paulus in einem Brief an seinen Mitarbeiter Titus auf Kreta.

Wieder einmal begann alles in Ägypten. Dort ist das „zweite Weihnachten“ zuallererst bezeugt, und zwar in der kulturellen Drehscheibe Alexandria – das war zeitweise die zweitgrößte Stadt der Welt. Hier in Alexandria feierte die Sekte der Basilidianer bereits im zweiten Jahrhundert am 11. Tybi – der dem 6. Januar im römischen Kalender entsprach – die Taufe Christi als Geburt des Gottmenschen.

Womit sie ein heidnisches Fest aus hellenistischer Zeit übernahmen: In der Nacht zum 6. Januar beging man in Ägypten die Geburt des Sonnengottes Aion – griechisch heißt das „Ewigkeit“ – aus der Jungfrau Kore. Am Tag schöpfte man dann heilkräftiges Wasser aus dem Nil. Der antike römische Kaiserkult machte daraus einen Ritus, in dem das Erscheinen des göttlichen Kaisers begrüßt wurde, nicht zuletzt in Erinnerung an das legendäre Überschreiten des Grenzflusses Rubikon bei Ravenna durch den Feldherrn Caesar im Bürgerkrieg gegen seinen Rivalen Pompejus im Januar 49: Damals hatte das Volk den enorm populären Caesar als Heiland und lebenden Gott gefeiert.

Offiziell ist dieses Fest im christlichen Osten dann im vierten Jahrhundert bezeugt – aber auch im Bereich der gallikanischen Liturgie, im heutigen Frankreich. Und jetzt kommen die Wanderer aus dem Morgenland ins Spiel: Während sich die Feier der „Epiphanie“ im Westen immer stärker durchsetzte, grenzte man gleichzeitig die Bedeutung des Festes auf die Huldigung der Magier oder Könige ein, um das zentrale Weihnachtsfest am 25. Dezember nicht zu gefährden. Anders in der Ostkirche, wo nach dem alten julianischen Kalender das Weihnachtsdatum auf den 6. oder 7. Januar fällt und an diesem Tag auch gleich die Taufe Christi gefeiert wird und damit die Offenbarung von Gottes Herrlichkeit.

Das christliche Fest steht so in einem auffälligen religionsgeschichtlichen Zusammenhang. Während es aber sonst um ein zeitlich begrenztes Sichzeigen der Gottheit geht, feiern die Christen die historisch greifbare, aber für immer geltende Selbsterschließung ihres Gottes.

„Es ist das Fest, das sagt: Siehe, Gott ist da“ –

So hat der bekannte Theologe Karl Rahner Epiphanie gedeutet,

- „noch still und leise, noch so, wie der Frühling im kleinen Samenkorn sitzt, still und siegesgewiss, unter der winterlichen Erde verborgen und doch schon mächtiger als alle Finsternis und Kälte. Es ist das Fest, das sagt: Gott ist da, Gott, der ein Mensch geworden ist, der in die Armseligkeit und Enge unseres Lebens hineingegangen ist und uns so geliebt hat, dass er wurde einer von uns.“

Die Geschichte von den drei Königen aus dem Morgenland gäbe es nicht ohne eine durchsetzungsfähige, machtbewusste, offensichtlich ziemlich charismatische Frau namens Flavia Iulia Helena Augusta. Diese Helena stieg von einer tüchtigen serbischen Herbergswirtin zur Gattin des römischen Kaisers Constantius Chlorus auf. Als Kaiserin förderte sie mit viel Energie das frühe Christentum, tatkräftig unterstützt von ihrem Sohn Konstantin. Als alte Dame ging sie auf Pilgerfahrt nach Palästina, wo sie ganz zufällig und so nebenbei das Kreuz Christi entdeckt haben soll, ein Hemd seiner Mutter Maria – und die Gebeine der Heiligen Drei Könige. Deren „heilige Leichnam“, so die Legende, brachte Helena nach Konstantinopel, wo sie – Zitat – „mit großen Ehren empfangen“ wurden und in der berühmten Hagia Sophia ihren Platz fanden.

Die Anbetung der Frommen dürfe freilich nicht solchen Reliquien gelten, soll Helena immer wieder betont haben, sondern allein dem Mensch gewordenen Gottessohn. Offenbar war sich die Kaisermutter trotz ihrer detektivischen Fähigkeiten keineswegs sicher, tatsächlich die sterblichen Überreste der vom Morgenland nach Bethlehem gekommenen Könige gefunden zu haben.

Natürlich kannte auch Helena bereits die Lücken im Bericht des Evangelisten Matthäus. Der erzählt nämlich – als einziger der vier Evangelisten – von sternkundigen Magiern aus dem Orient. „Weise Männer“ heißen sie in manchen Bibelübersetzungen. Diese weisen Magier tauchen plötzlich in Jerusalem auf, fragen nach einem neugeborenen König und sorgen damit für große Verwirrung. Der Thron des kleinen Königreichs Judäa ist ja besetzt, von dem machtbewussten Politstrategen und Städtegründer Herodes. Auch Thronfolger sind vorhanden.

Wer sind diese Magier gewesen? Der Begriff bezeichnete damals häufig einen persischen Priester oder Prinzenzieher – mit Geheimwissen ausgestattet und in heiligen Offenbarungen bewandert. Die Anhänger Zarathustras unterhielten in ihren Tempeln ein ewiges Feuer als Symbol ihres ganz reinen Gottes. Noch häufiger sehen die Bibelwissenschaftler die Sternkundigen in Babylon beheimatet, denn dort gab es vitale jüdische Exilgemeinden, und in Babylon blühte die Astrologie. Dass es *drei* Magier gewesen seien oder dass es sich um Könige gehandelt habe, wie unsere Krippendarstellungen vermuten lassen, davon steht kein Wort in der Bibel. Auch bei Matthäus nicht.

Von kostbaren Geschenken ist freilich die Rede. Und ist nicht auch das Kind in der Krippe ein zukünftiger König? „Völker wandern zu deinem Licht“, kündigen uralte biblische Prophezeiungen an, „und Könige zu deinem strahlenden Glanz.“ In den

frühchristlichen Gemeinden wurde die Geschichte von den Sterndeutern als Trost für das geknechtete Volk Israel und als Botschaft vom Friedenskönig, vom Retter gelesen. Matthäus habe zusätzlich die verachteten Heiden aufwerten wollen: Wie man an den Sternkundigen sehen kann, suchen auch die Heiden die Wahrheit und werden von Gott geleitet.

Schon in Konstantinopel rankten sich Legenden um die vermeintlichen Königsgebeine. Als das Mailänder Volk den beliebten kaiserlichen Gesandten Eustorgius aus Konstantinopel zu seinem Bischof wählte – wie das damals allgemein üblich war – nahm er die Reliquien in einem kostbaren Marmorsarg mit sich. Ein Wolf fiel in der Nähe von Mailand über die Prozession her, riss eine als Zugtier dienende Kuh, stürzte aber sogleich voller Reue vor Eustorgius nieder und ließ sich seinerseits vor den Wagen mit den prominenten Leichen spannen. Eine aufregende Geschichte.

Die Katastrophe, wenn man so will, brach über die drei Skelette aus dem Osten im Jahr 1164 herein. Das stolze Mailand erlaubte sich immer wieder räuberische Übergriffe auf seine Nachbarstädte wie Lodi oder Como. Was den in Oberitalien sehr engagierten Kaiser Friedrich Barbarossa maßlos erzürnte. Er hielt ein furchtbares Strafgericht, belagerte Mailand monatelang und ließ die Stadt am Ende in Schutt und Asche legen. Sein Kanzler Rainald von Dassel bemächtigte sich der berühmten Reliquien und ließ sie nach Köln schaffen.

Dieser Rainald von Dassel, im Nebenamt Erzbischof von Köln, Erzkanzler von Italien, Organisator des Konzils von Pavia 1160 und zeitweise Unterstützer eines Gegenpapstes, war eine der prägenden Gestalten der Epoche. Er erfand die politisch immens wichtige Formel vom „sacrum imperium“. Auf deutsch: Dem politischen Reich kommt im Kontrast zur Papstkirche ebenfalls eine von Gott gegebene Heiligkeit zu. Skrupellos oder treu patriotisch – da sind sich die Zeitchronisten naturgemäß nicht einig – nutzte er die Gunst der Stunde.

Der abenteuerliche Weg der Reliquien von Mailand nach Köln lässt sich nicht ganz exakt nachverfolgen, weil an den verschiedenen Stationen der Reise alsbald spezielle Legenden entstanden. Überall gab es kirchliche und politische Machthaber, die am Glanz der prominenten Toten teilhaben wollten. Sicher belegt sind lediglich Aufenthalte in Vercelli, Vienne in Burgund – wo Rainald für die Anerkennung eines frisch gewählten Papstes warb – und Breisach. Hier in Breisach erzählt man sich eine besonders hübsche Legende: Die Pferde, die den Wagen mit den Reliquien zogen, gebärdeten sich ausgesprochen störrisch und setzten sich erst wieder in Bewegung, nachdem Rainald die Errichtung einer Dreikönigskapelle im Stadttor gelobt hatte.

Luzern soll die Reliquien gesehen haben, Zürich, Besançon, Reims, Straßburg, Schwäbisch Gmünd, Remagen. Um Übergriffe zu verhindern und die damals verbreitete Lust am Reliquiendiebstahl nicht zu wecken, streute Rainald von Dassel das Gerücht, in den Särgen lägen seine Brüder, denen er ein Grab in der Heimat bereiten wolle.

Noch lange nach der triumphalen Ankunft der Reliquien in Köln bemühten sich die todtraurigen Mailänder um eine Rückkehr ihrer größten Sehenswürdigkeit. Sogar die Päpste bissen mit ihrer Unterstützung auf Granit. Als sich eine Prophezeiung verbreitete, die Heiligen Drei Könige könnten nur auf dem gleichen Weg nach Mailand zurückkehren, den sie nach Köln genommen hätten, ließ der schlaue Rainald von Dassel das Kölner Stadttor, durch das sie eingezogen waren, eilends zumauern. Das Kalkül des Reichskanzlers ging auf. Mit den hochberühmten Heiligen an Bord stieg Köln zum bedeutendsten Wallfahrtsort der Christenheit neben Rom und Santiago de Compostela auf, der Ruhm der Stadt verbreitete sich in der ganzen Welt. Die Wallfahrer brachten Geld und nochmal Geld, die Wirtschaft nahm einen gewaltigen Aufschwung. Die deutschen Herrscher ließen sich zwar nach wie vor in Aachen krönen, kamen aber danach in den Kölner Dom, um die fremdländischen Könige zu verehren.

Rainald von Dassels Kölner Nachfolger, Erzbischof Philipp von Heinsberg, verpflichtete den prominentesten Goldschmied und Emailmaler der Epoche, den Lothringer Nikolaus von Verdun, mit Hilfe mehrerer Kölner und maasländischer Werkstätten für die drei Toten den schönsten und kostbarsten Reliquenschrein der Welt zu zaubern. Das Team war von 1190 bis 1220 tätig und schuf mit zahllosen feuervergoldeten Figuren, Edelsteinen, Gemmen, Kameen und Emailarbeiten ein Spitzenwerk der Goldschmiedekunst: das größte, prächtigste und ikonographisch interessanteste Reliquiar des Mittelalters.

Ein funkelndes Wunder, das den Kölnern dennoch nicht genügte: Für den goldenen Schrein musste auch noch ein steinerner Schrein gebaut werden: der gotische Dom, für den man die alte Kathedrale, damals immerhin die größte Kirche der Welt und keineswegs baufällig, kurzerhand abriß und niederbrannte.

Der Dreikönigsschrein wurde in all den Jahrhunderten nur zweimal geöffnet, 1741 und 1864. Vor den beutelüsternen Truppen Napoleons hatte man den Goldsarkophag zerlegt und bei einem Allendorfer Fuhrunternehmer versteckt. 1864 kehrte er in die Hauskapelle des Abtes von Deutz und dann nach Köln zurück. Dabei untersuchte man nun endlich ehrfürchtig und behutsam die im Schrein enthaltenen sterblichen Überreste – und diagnostizierte sie als fast komplette Skelette eines etwa zwölfjährigen Knaben, eines Mannes mittleren Alters und eines etwa Fünfzigjährigen. Die Gebeine waren sauber eingewickelt in Stoffreste, die aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus und aus dem syrisch-palästinischen Raum stammten. Im Schrein lagen außerdem Knochenreste dreier Heiliger aus dem ersten und vierten Jahrhundert nach Christus.

Im Zweiten Weltkrieg erlebte der goldene Sarkophag eine letzte Odyssee: Nach dem verheerenden britischen Luftangriff im Mai 1942 auf Köln lagerte man den Schrein in das Schloss Weißenstein in Pommersfelden aus. 1944 brachte man ihn nach Fulda und, weil dort ebenfalls Bomben fielen, nach Siegen. Doch das goldene Wunder passte nicht durch die Tür des dortigen Hochbunkers, so dass man den Schrein im September 1944 nach Köln zurück schaffte, in einen Spezialbunker unterhalb der Domsakristei.

Die Schädel der drei Hauptfiguren werden zweimal jährlich den Dombesuchern sichtbar gemacht, am Dreikönigsfest und am 23. Juli, dem Datum, an dem die „Könige“ damals 1164 in Köln eintrafen. Eine exakte anatomische Analyse der Knochenreste hat das Domkapitel bisher immer abgelehnt: Es gehe in so einem Fall nicht um historische Fakten, sondern um eine Haltung der Frömmigkeit.

„Die ‚Echtheit‘ von Reliquien ist niemals Glaubenslehre“ –

– stellte ein Dompropst namens Hecker 1953 ganz ruhig klar.

„Wer der Meinung ist, die im Kölner Dom aufbewahrten Gebeine nicht für wirkliche Reliquien der drei Weisen halten zu können, verstößt nicht gegen den katholischen Glauben. Aber er wird jenen Gebeinen nicht die Ehrfurcht versagen, denn sie sind geheiligt durch die Verehrung von Jahrhunderten und können beanspruchen, wenigstens als Symbole der Erstberufenen aus dem Heidentum zu gelten, die in heiligem Verlangen den Erlöser der Menschheit suchten und fanden.“

Gar nicht so anders hatte sich eineinhalb Jahrhunderte zuvor ein ebenso reiselustiger wie hochgebildeter Schriftsteller geäußert. Ihn faszinierte gerade das nicht exakt aufzulösende Gewirr aus Fakten und Legenden, und er geriet ins Schwärmen:

„Geschichte, Überlieferung, Unwahrscheinliches, Fabelhaftes mit Natürlichem, Wahrscheinlichem, Wirklichem bis zur letzten und individuellsten Schilderung zusammengeschmolzen, entwaffnet wie ein Märchen alle Kritik.“

Der Name des Reiseschriftstellers: Johann Wolfgang von Goethe.

* * *

Zum Autor:

Christian Feldmann, Theologe, Rundfunkautor und Schriftsteller